

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 328.

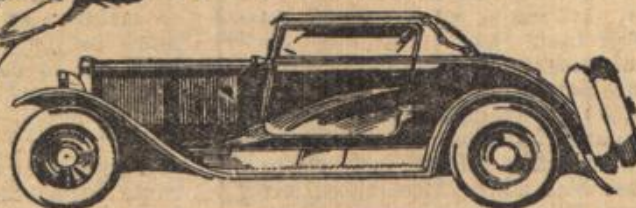
Mittwoch, 9. Dezember

1931.

EIN
MÄDCHEN



EIN
AUTO



EIN
HUND



Copyright 1931 by Knorr u. Hirth,
G. m. b. H., München.

ROMAN VON OLE STEFANL

(24. Fortsetzung.)

„Batjch!“ — eine Zeitschrift, die Lytton Prancott auf dem Schoß gehabt hatte, war mit lautem Knall auf den Fußboden geflogen. Der Amerikaner sprang auf, starrte Cranbourne an, als ob ihm ein Geisteserleuchtung wäre, und eilte mit langen Schritten zum Fenster und riß es auf.

„Mr. Prancott?“ fragte Cranbourne, sanft lächelnd. „Luft —!“ sagte der Amerikaner und beugte sich hinaus.

„Bei Elsworth . . .!“ sagte Janet. Es schüttelte sie. „Ist das wahr?“ fragte Anderson mit zitternder Stimme.

„Ja —“ sagte Cranbourne und sah ihn mitteilend an. „Es ist die Wahrheit der Tatsachen. Da gibt es nichts.“

Tante Betsy flüsterte bleich: „Aber das will doch nichts sagen!“

„Wirklich —?“ Cranbourne wurde plötzlich gereizt: „Ja, meine Herrschaften, soll denn das alles ein Zufall sein? — War es ein Zufall, daß Mac Norton von Elsworth kam? Ein Zufall, daß ein Jahr später Daniel Hope das Patent gerade an Elsworth verkaufte? Ein Zufall, daß Mac Norton von Zeit zu Zeit große Summen ausgab? Ein Zufall, daß er nach dem Gefängnis gerade bei den Garlandwerken Stellung suchte? Ein Zufall, daß Daniel Hope, nach Reading veretzt — in der Nähe von Garland's Green und damit in der Nähe Mac Nortons — auf einmal nach zehn Jahren Möglichkeiten zur Flucht fand? Ein Zufall, daß ein paar Tage darauf seine Tochter Martha, als Pflegerin maskiert, in Garland's Green Eingang fand? Ein Zufall, daß sie sich hier in Dieppe aufhielt — oder vielleicht noch aufhält? Ein Zufall, daß sie verschwand, nachdem Janet sie auf dem Postamt erkannt hatte? — Im Ernst, Tante Betsy, nehmen Sie alles zusammen: kann das ein Zufall sein?“ Er schrie fast ungewöhnlich erregt.

Niemand antwortete. Onkel Martin atmete schwer. Die Adern auf seiner Stirn schwellen an und seine breiten Fäuste auf der Tischplatte krümmten sich.

Janet — in einem Wirbel von Gedanken und Überlegungen — fühlte tiefes Mitleid mit ihm. Es war das vorherrschende Gefühl in ihr. Onkel Martin stand ihr nahe, sie spürte den Stolz hinter seiner Gutmütigkeit. Sie wußte, wie tief es ihn verletzen mußte, sich in einem Manne getäuscht zu haben, dem er sein Vertrauen geschenkt und dem er täglichen Umgang mit sich und den Seinen gewährt hatte. Ihr schönes, klares Profil war

Martin Anderson zugewandt. Sie hätte ihn streicheln mögen, aber sie wagte keine Bewegung und kein Wort.

„Was sind das alles für Sachen —“, flüsterte Tante Betsy.

Und dann regte sich Lytton Prancott. Er kam vom Fenster zurück und sah Cranbourne an. In seinen hellen Jungensaugen lag etwas von der grimmigen Männlichkeit, die Janet einmal, ein einziges Mal, an ihm gesehen hatte und die er sonst so gut zu verbergen wußte.

„Ich gratuliere Ihnen!“ sagte er offen. Der Major verneigte sich — etwas ironisch.

Es klingelte plötzlich. Die Spannung, die über allen gelegen hatte, war so groß, daß sie unwillkürlich zusammenfuhren.

„So spät . . .?“ sagte Tante Betsy und erhob sich hastig.

Ein Diener kam mit einem Tablett: „Ein dringendes Telegramm für Miß Gregory!“

Janet riß es auf und las vor:

„erbitte ordne ob schmuß morgen an mich nehmen soll“

Onkel Martin ließ die Hand auf den Tisch saufen.

Und Cranbourne sagte eiskalt: „Wir lassen ihn verhaften!“

„Hallo —“ sagte Prancott plötzlich laut. „Halten Sie mal. Überlegen Sie mal, Major. Es ist das natürlichste Ding von der Welt, was er da gedrahtet hat. Nehmen Sie einen Augenblick an, er sei unschuldig, und versehen Sie sich in seine Lage: der Safe wird morgen aufgeschnitten — nichts liegt näher, als zu fragen, was mit den deponierten Sachen zu geschehen hat! Sie würden in dem Falle genau dieselbe Frage an Miß Gregory gerichtet haben.“

Cranbourne sprang auf und stellte sich vor ihn: „Gerade weil es so natürlich ist — ist es so raffiniert. Wollen Sie mich denn nicht verstehen?“

„Nein . . . wenn —“

„Kein Wenn! — er wird verhaftet!“

Sie standen sich gegenüber. Und Cranbourne sah den anderen fast mit Haß an.

33.

„Seite acht —“, nummerierte Janet, suchte vergeblich ein hartnäckiges Härtchen aus ihrer Füllfeder zu entfernen und schrie dann hastig mit dem schmierenden Härtchen weiter:

„— die unvorstellbarsten Dinge, Kate. Ich sitze übrigens wieder in meinem Zimmer. Es riecht noch etwas

nach dem Brand, noch mehr nach dem Zeug, mit dem man Fußböden und Wände wieder in Ordnung gebracht hat. Draußen scheint die herrlichste Sonne, das Meer ist tiefblau — und doch geht niemand aus dem Haus. Wir sitzen hier und warten.

Warten, daß etwas geschieht.

Was?

Erstens erwarten wir einen Anruf von Foster, ob sich heute etwas in Cargers Bank ereignet hat.

Und zweitens warten wir auf Nachricht, ob man den Safe heute vormittag aufgeschnitten hat und ob alles darin in Ordnung war.

Ich vergaß Dir zu schreiben: der gestrige Abend endigte mit dem allseitigen Beschluß, Mac Norton nicht verhaften zu lassen. Onkel Martin setzte damit seine Ansicht durch. (Er ist überhaupt von einer bewundernswürdigen Entschlossenheit, nachdem er seinen ersten Schrecken überwunden hat — ich wünschte, Du könntest sehen, mit welcher Bewunderung Tante Betsys Augen an ihm hängen!) Onkel Martin sagte: „Wenn Mac Norton wirklich vorhatte, den Safe in der Nacht zu plündern, so hätte er wohl kaum das Telegramm geschickt.“ Cranbourne hat noch in später Stunde telephoniert — mit Scotland Yard!

Aber weißt Du, was das Entsetzlichste wäre? Wenn uns Mac Norton nun ganz harmlos telegraphieren würde: er habe in London alles erledigt und werde morgen nachmittag wieder hier sein! Was sollten wir tun? Ihn kommen lassen? Wie ihn ansehen? O Kate, ich schließe mich gewiß in mein Zimmer ein und vergrabe meine Nase in Larkas Fell!

Nun kommt ein großes Geheimnis und Du darfst mit niemandem darüber sprechen. Hier sind zwei Männer, die sich um mich bewerben. Kann man denn so schnell erwachsen werden? Du weißt, ich habe mich nie um Männer gekümmert. Denn die Sache mit Robby Hill, mit der Du mich immer aufziehst, war ein richtiger Ruderklub-Flirt und ich habe das nur mitgemacht, weil sich das so gehört. Das weißt Du ganz genau. Und Robby Hill ist ja auch noch ein ganz grüner Junge, obwohl seine Mannschaft bei der Henley-Regatta einen Preis gekriegt hat.

Aber hier, Kate, handelst es sich nicht um kleine Jungens, sondern um zwei ausgewachsene Gentlemen! Ist das nicht abstoßend? Aber nicht wahr, zu niemandem ein Wort darüber!

Also da ist — fall nicht vom Stuhl — da ist Dich Cranbourne persönlich, der seit einiger Zeit sein Betragen gegen mich ganz geändert hat. Ich sage Dir offen, Kate, ich gebe ihm so etwas wie eine Chance. — O wie deutlich ich Dein spöttisches Gesicht vor mir sehe und wie deutlich ich Dich sagen höre: „Natürlich macht Dir Cranbournes Verhalten Spaß. Erstens, weil es Violet ärgert, zweitens aus niedriger Eitelkeit, daß so ein überlegener Weltmann, der sich früher nie um Dich gekümmert hat, Dir plötzlich den Hof macht, und drittens überschätzt Du sein Interesse und viertens . . . usw.“

O Kate — Du bist ja so gemein! Leider kennst Du mich sehr gut! — Aber Du brauchst keine Angst zu haben, ich werde mich nicht in ihn verlieben (obwohl er es mir sehr leicht macht)! Denn sieh mal, Kate, ich glaube, ich könnte mich nie mit ihm zanken — er würde es nie dazu kommen lassen — und das wäre unerträglich! Ich kann mich nicht mit einem Burschen zusammentun, mit dem ich nicht mal einen tüchtigen gesunden Krach haben könnte. Verstehst Du, was ich meine? Cranbourne ist so unnahbar — und das geht nicht.

Jetzt bist Du auf den anderen neugierig, nicht wahr? — Es ist unser Wirt, Mr. Lytton Prancott! Er hat mir einen ganz unverblühten Heiratsantrag gemacht — in einer ausgesprochen blödsinnigen Weise. Du hast keine Ahnung, wie ich ihn habe abgesehen lassen! Ich habe noch mit niemandem darüber gesprochen. Ich halte ihn für total verdreht. Unreif ist das Wort für ihn! Ich kann Dir nicht beschreiben, wie ich mich über ihn ärgere. Schon über sein Aussehen: er ist furchtbar lang und groß und hat komisch unansehnlich hellblonde Haare. Seine Augen aber sind sehr merkwürdig. Ich werde nie klug aus ihnen. Er hat eine unerträglich Art, mit mir zu

reden. Ich sagte Dir ja schon (mündlich und in meinem vorigen Brief): ich finde ihn gräßlich!

Es klopfte an der Türe. Der Lautstärke nach zu schließen, war es nicht das erste Mal. Aber sie hatte im Eifer des Schreibens bis jetzt wohl überhört.

„Gräßlich!“ sagte sie in ihrer Zerstreuung laut — Lytton Prancott stand verlegen lächelnd auf der Schwelle.

Sein weißblonder Schädel stieß ein bißchen an den oberen Türrahmen. Er sagte: „Oh!“ und zog den Kopf etwas ein.

„Sie wünschen?“ fragte Janet, deckte hastig den Brief zu und sah nach Tarla, der sich draußen auf der Veranda von der Sonne braten ließ und keine Notiz von den Vorgängen im Zimmer nahm.

„Miß Gregory“, sagte Prancott in seiner nasalen und gedehnten Sprechweise, „es ist eine gräßliche Stimmung hier im Haus. Jeder sitzt auf seinem Zimmer und alle sehen aus wie die Hühner bei Gewitter. Und Tante Betsy — verzeihen Sie, daß auch ich sie so nenne — meinte, es würde Sie unterhalten und zerstreuen, wenn ich Ihnen ein wenig das obere Geschloß zeige. Ihr selbst hat es vorgestern sehr gut gefallen. Wollen Sie mitkommen?“

„Ich danke — ich schreibe gerade einen sehr wichtigen Brief!“ lehnte sie ab. Er machte ein enttäuschtes Gesicht, ging aber noch nicht. Auf einmal fuhr ihr ein Gedanke durch den Kopf — eine Erinnerung. „Doch —“, sagte sie plötzlich außerordentlich eifrig. „Doch — ich möchte das Obergeschloß sehr gerne sehen. Es wäre schon sehr nett, wenn Sie mich hinaufführen wollten!“

(Fortsetzung folgt.)

Nebelbrücke.

Der Sonne roter Glanz barg sich in Nacht,
Die wie ein schwarzes Tor sich aufgetan.
Der Farben bunte Wunder sind vollbracht,
Und über dieses Tales Frieden lacht
Zieht wie ein Schleier Finsternis heran.

Da gleißt ein fahler Schein an steiler Wand
Und dehnt sich bis zu deinen Füßen her;
Es schlingt wie zauberisch gewirktes Band
Sich über dieses still verschwiegne Land
Und leuchtet wie ein mattes Silbermeer.

Von jeder Schwere bist du nun befreit,
Und gleitest auf der weißen Schemenspur
Durch alle Wonnen letzter Einsamkeit —
(An deines Tages überstandnes Leid
Hast du verbämmernde Erinnerung nur).

Alfred Hof.

Weihnachtliche Symbole.

Wenn die Tage kürzer und kürzer werden, immer früher aus den Fenstern die warmen Lampen scheinen und ihr Leuchten durch Nebel und Dunkelheit oder über flimmernde, weiße Schneekristalle werfen, — dann kommt die Stunde des Weihnachtsfestes näher und näher. Und uralte, immer wieder geübte Gebräuche tauchen auf, werden von den Menschen als selbstverständlich vollzogen, ohne daß so viele von ihnen wissen, daß es sich hier um altes, deutsches Erbgut handelt, überkommen aus fernsten Zeiten. Symbolhaft, von tiefem innerem Sinn erfüllt ist fast alles, was wir zu Weihnachten tun und vornehmen; reicht in seinen Ursprüngen bis in die Vorzeit zurück und erzählt uns in der Geschichte seiner Entwicklung durch das Mittelalter hindurch so vieles von den Anschauungen, von Glauben und Hoffen der Menschen dieser verstorbenen Zeit.

Das Weihnachtsfest selbst — ein ganz großes, geheimnisvolles Symbol. In vorchristlicher Zeit das höchste Fest unserer germanischen Vorfahren, das sie feierten, wenn die Winter Sonnenwende gekommen, wenn die Tage wieder länger wurden und die Sonne sich am Himmel höher und höher hob. Dann wurden grüne Zweige ins Haus geholt: ihre Berührung war von Segen begleitet, vertrieb Unheil und bösen Zauber, und den Kindern wurden — in manchen Gegenden — „Zule-Kets“ gegeben, runde Kuchen mit gezacktem Rand, ein deutliches Sinnbild der nun wieder steigenden Sonnenscheibe. Auf Shetland werden diese Kuchen noch heute gegeben.

Sträucher und Kräuter werden — verschieden in den verschiedenen Gegenden — ins Haus geholt. Die Stechpalme, welche in Süddeutschland auch heute noch ins weihnachtliche Haus gehört, hatte geheimnisvolle Glückswirkung als „Asenholz“; und die Mistel, noch heute in England untrennbar mit Weihnachten verbunden, ist die Zauberpflanze germanischer Vorzeit. In der Christnacht tut sich die Christrose, die weihnachtliche Wunderblume, auf und blüht. Die Freude über die Geburt des Heilandes, so meint der Volksglaube, erweckt sie mitten aus Eis und Schnee.

Tief und voll rufen die Gloden herab von den Kirchen über die stille Stadt. Und niemand denkt daran, daß einst die Gloden klangen, damit die Kirche und der Bereich ihrer Gemeinde gereinigt werde vom Teufel und allen bösen Geistern. Ein ähnlicher Gedanke liegt ja auch dem Lärm machen zu Silvester zugrunde, denn die uralte Auffassung ist die, daß durch Lärm die Bösen zu vertreiben seien. Und ist aller Spul fort und die Kirche rein, dann bringen die rufenden Gloden Frieden und Heil. An den Küsten aber geht ein seltsamer Glaube um. Die Gloden versunkener Städte, so behaupten die Bewohner dort, beginnen in der Heiligen Nacht zu klingen, und wer sie vernimmt, ist für das nächste Jahr gesiegt vor Krankheit und Tod.

Das schönste aber der weihnachtlichen Symbole ist die Krippe, die sich noch heute in den katholischen Kirchen um die Weihnachtszeit findet. Das Mittelalter schuf eine ganze Reihe berühmter Krippen, die heute in den Museen von Lichterglanz und Weihnachtsliedern vergangener Zeiten träumen. Früh schon entstanden diese Erinnerungszeichen an Jesu Geburt, oft hatten sie eine eigene Kapelle für sich, in der dann, langsam und feierlich, die Krippenspiele aufgeführt wurden; zuerst von den Geistlichen allein, dann unter Mitwirkung der Bürger, bis sie allmählich aus der Kirche hinausgedrängt wurden. In unserer Zeit befaßt sich das Kunstgewerbe wieder mit den Weihnachtskrippen und in unzähligen Häusern steht die Krippe unter dem Weihnachtsbaum im warmen Scheine der Kerzen.

Wer kann sich noch ein Weihnachtsfest vorstellen ohne die hohe, schlanke Tanne? Und doch ist sie seit dem 17. Jahrhundert ein Bestandteil des Weihnachtsfestes, vielleicht entstanden aus einem uralten Baumkult. Sie aber, Licht und Wärme verbreitend, ist jetzt selbstverständlich Weihnachtsymbol der Liebe Jesu geworden.

„Weihnachten“, immer in der Mehrzahl gebraucht, deutet auf mehrere heilige Nächte hin, die in vergangenen Zeiten gefeiert wurden. Eng schließt sich hier der christliche Gebrauch an die Mythen von Wode, der in den „Zwölf Nächten“ mit den Seinen über das Land hinjagt und hoch verehrt wurde.

Eng mischen sich Vorväterbrauch und christliche Lehre im frohesten Feste „Weihnachten“.

Ilse Möllendorff.

„Männer, die mich zu töten versuchten.“

„Auf meinen Reisen in fernen Gegenden haben eine Anzahl von Männern versucht, mich zu töten, und zwar auf die verschiedenste Weise: mit Messern und Äxten, mit Gewehren und Stöcken, mit ihren bloßen Händen, mit Gift und durch „Zauber“, und zwar aus den verschiedensten Gründen: aus Liebe und aus Haß, um Geldes und um Nahrung willen, aus

Eifersucht und aus Aberglauben.“ So beginnt die englische Forschungsreisende Lady Dorothy Mills eine Blaubei, in der sie auf diese gefährlichen Erlebnisse zurückblickt. Von diesen verschiedenen Mordversuchen hat mir der kalte Stahl den unangenehmsten Eindruck hinterlassen. Vor nicht langer Zeit fand ich mich in einem maurischen Café zu Bistra in der Gesellschaft von einigen jungen Arabern und Nischlingen, die augenscheinlich zu viel getrunken hatten. Einer dieser Kerle trat mit einem frechen Lachen vor mich hin und suchte mich zu küssen, indem er mich fest in seine Arme schloß. Ohne zu bedenken, wie unklug ich handelte, gab ich ihm einen starken Schlag auf die Nase, so daß das Blut herausspritzte. Unter braunen Menschen blist das Messer oft schneller auf, als man denkt, und so war es auch hier: der kalte Stahl fuhr wenige Zoll an meinem Hals vorbei. Glücklicherweise hatte ich die Geistesgegenwart, mich nicht zu bewegen. Diese ruhige Haltung wurde durch ein fröhliches Gelächter der Burschen belohnt; die Hand, die das Messer erhoben hatte, fiel schlaff zurück, und mein Gegner verlor sich, von den andern verhöhnt, in eine Ecke des Cafés. Nicht lange danach wurde ich in einem Gäßchen von Tunis von einem unheimlichen Gesellen, der es augenscheinlich auf meine Handtasche abgesehen hatte, mit einem schweren Stod angegriffen, aber ein kräftiger Stoß vor den Magen setzte ihn rasch außer Gefecht. Schwieriger als gegen solche offenen Angriffe kann man sich im afrikanischen Urwald gegen die geheimnisvollen Mächte der Medizinmänner schützen. Der schwarze Zauberer ist nicht nur ein hervorragender Giftmischer, sondern er übt auch auf das abergläubische Volk durch Suggestion eine furchtbare Fernwirkung aus. Ein afrikanischer Medizinmann wollte mich im Niger-Gebiet nur deswegen vergiften, weil er auf mich eifersüchtig war. Ich hatte mit Hilfe von etwas Riechsalz einen jungen Eingeborenen von einer nicht vorhandenen Krankheit befreit, die in einem Fluch bestand, den der Zauberer des Ortes auf ihn geworfen. Der Mann wäre wahrscheinlich durch diesen Zauber gestorben; aber ich erweckte in ihm den Glauben, daß mein Zauber größer sei. Der Medizinmann hatte es auf seine Frau und sein Geld abgesehen. Als der Mann gesund wurde, legte er es darauf an, mich zu vergiften. Ich fand nicht nur vergiftete Amulette über meinem Zelt und an meiner Lagerstätte, sondern auch Gift in meiner Nahrung, ja in meinem Tabak, und ich war nur froh, möglichst rasch das Dorf zu verlassen und mich diesen unheimlichen Attentaten zu entziehen. Während einer Reise durch das Hinterland der Guinea-Küste, auf der ich Götzenbilder und Fetisch-Masken sammelte, hatte einer meiner Träger ein Amulett, das man mir nicht verkaufen wollte, gestohlen. Dieses gestohlene Zauberding brachte mir überall Unglück. Ein Unwetter zerstörte mein Zelt, und in derselben Nacht kam ein Leopard dicht an unser Lagerfeuer. Eine Giftschlange züngelte aus dem trockenen Laub hervor, als ich mich setzen wollte. Ich fühlte mich furchtbar krank, und mir ging es erst besser, als wir den Talisman zurückgebracht hatten; ich hörte hier, daß der Medizinmann einen Zauber auf mich gelegt hatte, durch den mein Tod vor dem nächsten Vollmond eintreten sollte. Als ich in den Sümpfen von Französisch-Guinea allein vom Fischen in mein Lager zurückging, warf sich mir plötzlich eine seltsame Erscheinung vor die Füße, und als ich erschrocken zurückwich, sprang der Mensch auf und suchte mich in den Urwald zu schleppen. Nur mit größter Anstrengung befreite ich mich und erfuhr später, daß es ein entflohener Sträfling war, der in der Wildnis als Einsiedler lebte . . .“

* * * Weihnachts-Büchertisch * * *

Tierhelden und Waldmenschen.

25 Jahre Thompson-Bücher. Vor 25 Jahren ließ die Französisch-Berlagsbuchhandlung in Stuttgart die Bücher von E. Thompson Seton erscheinen. Novellen aus dem Leben von Tieren waren damals noch etwas Unbekanntes, so daß man Thompson mit Recht den Vater der Tiergeschichten genannt hat. Thompson kennt die Tiere, er dichtet sie nicht. Was er schreibt, ist Wissen, geholt aus einer mühsamen und liebevollen Beobachtung, aus einem Leben in Prärie und Urwald. Jede einzelne seiner Geschichten ist ein ergreifendes Schauspiel, ein Werk aus Fleisch und Blut, lebendig und wahr. Die bekanntesten Thompson-Bücher sind: „Bingo“, „Tierhelden“, „Tiere der Wildnis“, „Prärietiere“, „Fahnenstange und Sandhügelstirich“ usw.

„Jeppe reißt um die Welt.“ Ein origineller Kater erzählt von seinen Gefühlen, die weite Welt zu sehen, von seinen Fahrten und Abenteuern, die ihn über das große Wasser nach Amerika gebracht haben, wo er bei Filmgrößen ein und aus geht und erzählt, wie es ihn weiter getrieben hat nach China und Japan sowie in Indien — er ist ein mutiger Kerl, das muß man schon sagen, dieser Kater Jeppe! Märchen und Abenteuer in einem. Originell und wichtig sind auch die köstlichen Bilder. Die Französisch-Berlagsbuchhandlung in Stuttgart hat das Buch verlegt.

Gabriel Scott: „Silberpelz“, Abenteuer einer Katze. (Verv. u. Müller, Stuttgart.) Silberpelz ist ein wunderschöner, verwöhnter und abenteuerlustiger Kater. Seinem silbergrauen Fell verdankt er seinen Namen. Er ist ein unverstandener Kater; verläßt schändlich sein trautes Heim und zieht in die Welt hinaus, wo er alle möglichen Gefahren und

Strapazen durchmachen muß. Wasserfahrten auf Leben und Tod erwarten ihn, der schlaue Reineke wird von ihm überlistet, gewaltige Ratten- und Elsterschlachten liefert er siegreich und kehrt zuletzt in seine Heimat zurück. Eine Tiergeschichte voll Geist und Humor.

„Die Höhlenkinder.“ A. Th. Sonnleitners (in der Franckschen Verlagshandlung, Stuttgart) erschienenen Höhlenkinder-Bücher sind in mehr als einer Viertelmillion von Exemplaren verbreitet und führen in den Urzustand der Menschheit hinein. Die Knaben und Mädchen erleben die Bezwingung der Natur durch Verstand und Überlegung, sie basteln mit, spielen und leben die Höhlenkinder. Auf dem Wege einer spannenden Jugendgeschichte, in deren Mittelpunkt zwei schöpferisch veranlagte Kinder stehen, durchwandert der jugendliche Leser die einzelnen Kulturperioden der Menschheit. Als Höhlenkinder-Bücher sind erschienen: „Die Höhlenkinder im heimlichen Grund“, „Die Höhlenkinder im Pfahlbau“, „Die Höhlenkinder im Steinhaus.“ Jeder dieser Bände ist in sich abgeschlossen.

Fröhliche Welt.

Neue Kinderbücher.

„Die kunterbunte Spielliste.“ Gepackt und zusammengepackt von Erich Georgi und Hilde Peiser. (Levy u. Müller, Stuttgart.) Diese Spielliste birgt einen unerschöpflichen Reichtum an bekannten und unbekannten Kinderspielen, Rätseln, Scherzen, kleinen Kunststücken und Unterhaltungsmöglichkeiten aller Art. Sie ist ein wahrer Schatz für Kindergesellschaften, für Regentage und lange Abende. „Was soll ich tun? Was sollen wir spielen?“ — die arme, geplagte Mutter braucht sich nicht mehr mit solchen Fragen bestürmen zu lassen, denn Langeweile gibt es nun nicht mehr! Das Beste an dem Buch ist aber, daß es sich in kindlichem, sehr verständlichem Ton auch an die Kinder selber wendet. Sie finden sich ganz schnell zurecht. — Ebenfalls erschienen von A. Auswald-Scheller: „Vater Knopp und seine 40 Jungen“, Abenteuer und Streiche im Ferienheim. Eine gesunde, pausbäckige Geschichte, bei der einem das Herz im Leibe laßt. Vierzig Jungen voll Temperament und unbändiger Lebenslust verbringen ihre Schulferien in einem alten Schloß, das zu einem Knabenferienheim eingerichtet wird. Unter Leitung verständnisvoller Führer, die den Jungen mehr erfahrene Freunde sein wollen, entwickelt sich in den alten Räumen des Schlosses und dem herrlichen Park ein frischfröhliches, ungebundenes Treiben, bei dem viel Sport und Spiel getrieben und allerhand Schabernack ausgeheckt wird. — „Friedel und die vier Späßen“ von Josefina Siebe ist eine lustige Geschichte für Bubens und Mädel. (Levy u. Müller, Stuttgart.) Die aus Amerika zurückgekehrte kleine Friedel wird von den Nachbarskindern — den „vier Späßen“ — entdeckt und bildet bald den Mittelpunkt einer fröhlichen Kinderchar. Das kleine Mädchen bringt es mit seinem vor Liebe überströmenden Herzen fertig, zwei feindselige Großväter zu versöhnen. Ein echtes Siebeduch mit urwüchsigen, frischen Kinder gestalten, die das Herz auf dem rechten Fleck haben.

Bilderbücher.

Das Ränguruh, „Tante Grub“, als Kindergärtnerin (ein Bilderbuch von C. D. Petersen), das bedeutet für den Erwachsenen Karrikatur, für das Kind natürlichste Bildsprache. Hier sind zwar vollendete Form, scharf ausgeprägter persönlicher Stil gegeben, aber das Kind versteht die Bilder ganz, denn sein zeichnerischer Ausdruck liegt in derselben Richtung. — Bei B. Braun-Foas „Treuem Teddy“ tritt die magische Grundhaltung des Kindes zu den bisher ange deuteten Momenten hinzu. Wer nicht zugibt, daß ein solcher Teddy für das Kind der klügste und tapferste Held sein kann, der hat noch nie beobachtet, wie der schlechtthin Unverwundliche buchstäblich jahrelang der Liebling des Kindes bei Tag und Nacht war. B. Braun-Foas weiß das Traumhaft-Visionäre des Märchens zu treffen. Die beiden Bilderbücher von C. D. Petersen und Br. Braun-Foas sind Spitzenleistungen des Verlages Scholz in Mainz.

In dem altbekannten Verlage Gerhard Stalling, Oldenburg i. D., erschien soeben ein entzückendes neues Bilderbuch: „Die Schule im Walde.“ Mit Versen von Adolf Holt und Bildern von Else Benz-Bistor. All die Vögel, der Frosch, der Hamster, der Dachs, der Igel, die Ragen, Mäuselein und Rehe müssen in die Waldschule gehen, in der es wirklich lustig ist. Bevor die Tiere sich hüten müssen und wie sie am besten für den Winter vorsorgen, lernen sie ganz genau von dem gelehrsamem Rektor Rabe. — Von den zahlreichen Bilderbüchern und Jugendschriften, die der Verlag Stalling, Oldenburg, bisher herausbrachte, konnten sehr

preiswürdige Neuauflagen hergestellt werden. Wir nennen. Schau hier hinein, alles ist dein.“ Ein unzerreißbares Pappbilderbuch für die Allerleinsten von Else Benz-Bistor. Eine bunte Kleinkinderwelt von Puppen, Töpfen, Häschen, Bällen und Mäuselein. — „Das lustige Kasperle-Buch.“ Mit Versen von Albert Sigtus und Bildern von Helmut Starbina. Humorisch ist auf den Bildern dieses Buches dargestellt, wie Kasperle der Frau Dicksch entrinnt und seine abenteuerliche Fahrt durch die Welt antritt. — „Der kleine Häwermann.“ Von Theodor Storm, mit Bildern von Else Benz-Bistor. Der kleine Häwermann läßt sein Beinchen Maß werden, bindet an den großen Zeh sein Hemd als Segel, bläst die Bäder auf und pultet — und schon geht es mit Fahrt hinaus über die Wolken hinweg zu den Sternen. — „Das Schweinchen und andere Tiergeschichten.“ Von Felix Timmermanns, mit Bildern von Else Benz-Bistor. In diesen Tiergeschichten hat Timmermanns seiner Phantasie und seiner feinen Einfühlung in das Tierleben die Zügel schließen lassen, und so entstand ein wunderschönes Kinderbuch.

„Hoppelman und Stoppelman“ v. r. Berner Müller (Leipziger Graphische Werke A.-G., Leipzig C 1) ist ein reizendes Bilderbuch, in dem zwei vorwichtige Hasen sich die technische Erzeugenschaft zunutze machen, mit einem Lastauto aus der Wintereinsamkeit des verschneiten Waldes — in die Großstadt auf Abenteuer zu fahren. Professor Kuher steuerte farbenfrohe bunte Bilder bei.

Drei Märchenbücher von Brüder Grimm: „Aschenputtel“, „Stenrtaler“ und „Schneewittchen“, hat der Verlag „Ars facta“, München 13, herausgebracht. Die Märchen werden nicht nur erzählt, sondern auch in Bildern gezeigt, und zwar in je vier vollseitigen Vierfarbendrucken, einfach und klar in den Konturen, lebendig und märchenhaft und auf der gegenüberliegenden Seite ist dasselbe Bild schwarz-weiß wiederholt und nun können die kleinen Leser diese nach der fertigen Vierfarbenvorlage entweder mit Buntstiften nachzeichnen, mit Wasserfarben nachmalen oder mit Buntpapiere nachschneiden.

„Abenteuer und Werk eines deutschen Forschers.“

Mag. Frhr. v. Oppenheim, der zweite Schliemann.

In der Frankfurterstraße 6 in Berlin hat der Archäologe Mag. Frhr. v. Oppenheim das „Tell-Halaf-Museum“ eingerichtet. In einer ehemaligen Maschinenhalle und dem Direktorialgebäude einer früheren Fabrik haben seltsame Riesengötterstatuen, Tierkolosse, verschleierte Sphinge, Relieftplatten, bunte Keramik und andere Zeugen längst versunkener Welten ein neues Heim gefunden. Der Gründer des Museums hat alle diese wertvollen Altertümer selbst entdeckt und ausgegraben. Unter welchen abenteuerlichen Umständen die Funde geborgen wurden, erzählt v. Oppenheim in seinem bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen Buche „Der Tell Halaf. Eine neue Kultur im ältesten Mesopotamien“, mit 131 bunten und einfarbigen Abbildungen sowie 2 Karten. Diese Aufzeichnungen lassen den Leser die drei Jahrzehnte harter Arbeit miterleben, die v. Oppenheim für die Sicherstellung und Auswertung seiner Forschungen gebraucht hat. Seine Ausgrabungen im nördlichen Mesopotamien begannen bereits im Jahre 1899. v. Oppenheim weilte damals als deutscher Diplomat bei dem mächtigen Beduinenpasha Ibrahim-Pascha. Er hörte gerücheweise von seltsamen Statuen, die einige Eingeborene bei einem Begräbnis auf einem Hügel, dem Tell Halaf, gefunden hätten. Der Freiherr ahnte eine große Entdeckung. Eine neue Epoche der Kunst sollte beginnen. . . Auf dem Tell Halaf und dem benachbarten Hügel Djebelet el Beda wuchs eine Forscherstadt riesigen Ausmaßes aus dem Boden. Selten sind Ausgrabungen in so großem Stile vorgenommen worden. Man muß die eiserne Energie, die unendliche Geduld, das diplomatische Geschick und das bedeutende Organisationstalent dieses Mannes bewundern, der trotz aller Fehlschläge unentwegt auf sein hohes wissenschaftliches Ziel zuarbeitete. Die Forschungen haben bewiesen, daß im alten vorderen Orient neben der ägyptischen und babylonischen Kultur eine dritte, große, selbständige und gleichwertige Kultur — die „subaräische“ — bestanden hat. Diese Kultur ist bis in das 4. Jahrtausend vor Christi nachzuweisen. Die von Oppenheim entdeckten einzigartigen Steinbilder sind die ältesten, die der Welt bisher bekannt sind. Oppenheims Funde stehen in ihrer Originalität so vereinzelt da, daß es keinesfalls unbedeutend ist, wenn er die bedeutende Rolle hervorhebt, die der Tell Halaf und der Djebelet el Beda in der Geschichte der Alten Welt zu spielen berufen sind.